

Unterhaltungs-Beilage
zur
Deutschen Rundschau

Nr. 273. Bromberg, den 26. November 1931.

Das doppelte Gesicht

Roman von Max Real.

(16. Fortsetzung.

Dieser zauderte einen Augenblick. Er wußte nicht recht, sollte er das dem Oberleutnant abgenommene Papier abgeben oder nicht. Er war klare, unzweideutige Befehle gewohnt, die ihm keine weitere Verantwortung zuschoben oder ihn zu selbständigem Handeln zwangen. Auf weibliche Finten und Schliche war er nicht einexerziert.

„So gehen Sie schon endlich", drängte die Prinzessin, ärgerlich über das Zögern des Hauptmanns. „Begreifen Sie denn nicht . . . die Sache ist in Ordnung. Ich bedarf Ihrer nicht mehr."

Der Schloßhauptmann salutierte und wollte sich entfernen. Er wunderte sich ein bißchen, wie wetterwendisch doch diese hohen Herrschaften waren.

Johann Georg aber, der den ganzen Vorgang halb staunend, halb entrüstet mit angesehen hatte, befahl jetzt: „Sie bleiben!"

Der Schloßhauptmann kehrte unverzüglich zurück.

„Was war das für eine Angelegenheit, die Sie für die Prinzessin zu besorgen hatten?" fragte der Herzog kurz angebunden.

Amalie Anna suchte zu retten, was zu retten war. Mit großer Entschiedenheit wandte sie sich an den Hauptmann: „Herr Hauptmann, ich wünsche, daß Sie schweigen!"

„Und ich befehle Ihnen, zu sprechen!" schrie der Herzog, in dem der Zorn, der seit dem Eintreten des Schloßhauptmanns etwas gedämpft worden war, von neuem aufstieg.

Der Offizier zuckte ein wenig mit den Achseln und sagte zu Amalie Anna: „Verzeihung gnädigste Prinzessin, aber dem Befehl meines Herzogs muß ich gehorchen."

Und er berichtete kurz und knapp, daß er von der Prinzessin den Auftrag erhalten hatte, den Oberleutnant Wasil, der während des Balles weggeritten war, außerhalb der Stadt anzuhalten, ihm sämtliche Briefschaften, die er bei sich trüge, abzunehmen und diese Papiere sofort der Frau Prinzessin zu überbringen. Falls sie schon schlafen gegangen wäre, sollte sie geweckt werden.

„Damit erklärt sich mein Erscheinen hier", schloß der Hauptmann seinen Bericht und trat wieder einige Schritte zurück, um weitere Befehle abzuwarten.

Erken war es einen Augenblick, als schiebe sich ein schwarzer Vorhang vor seine Augen. Er sank unwillkürlich in sich zusammen. Wie geschmolzenes Blei floß sein Blut durch die Adern. Er wußte, sein Schicksal war nun entschieden. Sobald der Herzog den Inhalt des Papieres kennt, gab es kein Entrinnen mehr.

Aber war es nicht eine Ironie dieses Schicksals, daß ihn gerade eine Frau, die ihn liebte, nur aus Neugierde, aus einer kleinlichen Regung der Eifersucht heraus, ohne es zu wissen und zu wollen, verraten mußte? Mit lächelnder Miene und liebendem Herzen, ahnungslos wie ein Kind, einer Laune folgend, hatte sie ihn verdorben.

Arme Bettina! dachte er dann. In dem Augenblick, wo sie hoffte, das goldene Tor der Freiheit und des Glückes werde sich vor ihr öffnen, wurde es um so fester verschlossen . . . für immer verriegelt.

„Was sind das für merkwürdige Geschichten?" ließ der Herzog sich vernehmen. „Wo ist Oberleutnant Wasil?"

„Er wurde befehlsmäßig nach erfolgter Visitation wieder auf freien Fuß gesetzt", erwiderte der Schloßhauptmann.

Das Erstaunen des Herzogs wuchs. Er konnte sich die Dinge nicht zusammenreimen: warum hat man ohne sein Wissen dem Oberleutnant die Briefschaften abgenommen und ihn dann doch wieder laufen lassen? Das waren ja heillose Streiche.

Amalie Anna machte noch einen letzten Versuch, dem Herzog die Sache möglichst harmlos darzustellen. „Muß denn wirklich aus einer Mücke ein Elefant gemacht werden? Ich wollte lediglich das Briefchen haben, das Oberleutnant von Wasil an eine Dame besorgen sollte, wollte erfahren, wer diese Dame ist. Du siehst, eine kleine „Liebesintrige", sagte sie mit gut gespielter Harmlosigkeit.

„So . . . und wegen dummer Weibergeschichten wird in vollkommen ungesetzlicher Weise die Staatsgewalt mißbraucht?" brüllte der Herzog. „Was hat man bei ihm gefunden?" wandte er sich an den Schloßhauptmann. „Hatte er das bewußte Briefchen wirklich bei sich?"

„Ich weiß nicht", sagte der Hauptmann. „Ich fand nichts weiter bei ihm als dieses Papier." Bei diesen Worten kramte er langsam und ein bißchen umständlich das Papier hervor.

Da durchzuckte Erken ein waghalsiger Gedanke. Vielleicht gelang der Plan, er faßte ihn rein impulsiv. Er wußte, es war ein Vabanquespiel, aber vielleicht auch eine, wenn nicht die einzige Möglichkeit einer Rettung. Und wenn es mißlang, schlimmer konnte es für ihn ja nicht mehr werden.

Als der Hauptmann das zusammengefaltete Papier dem Herzog überreichen wollte, entriß es ihm Erken mit einem raschen Griff und zerknüllte es in der geschlossenen Faust.

„Verzeihung, Hoheit, dieses Papier ist allein für die gnädigste Prinzessin bestimmt, sie mag entscheiden, was damit geschehen soll."

Auf dem Gesicht des Herzogs erschien wieder der raubtierartige Zug, die brutale Verzerrung der Mienen, die bei ihm immer ein Zeichen ausbrechender Wut war. „Geben Sie sofort das Papier heraus!" befahl er schreiend.

„Selbst auf die Gefahr, Hoheit zu erzürnen, darf dieses Papier nur in die Hände der Prinzessin gelangen", sagte der Rittmeister gepreßt, aber doch ruhig in dem Bewußtsein, daß sein Plan schon zur Hälfte gelungen sei.

Er streckte Amalie Anna das Papier hin, und dabei war in seinen Augen eine so flehende, vielsagende Bitte, daß die Prinzessin erkannte, wie gefährlich dieses Papier für Erken sein mußte.

Sie nahm es hastig an sich und steckte es in den Ausschnitt ihres Kleides.

Der Herzog schäumte. Er jappte förmlich nach Luft. Der Zorn drohte ihn zu ersticken. „Gib das Papier her!" zischte er zwischen den Zähnen hervor. „Ich befehle es dir als dein Herzog!"

Amalie Anna legte die Hand auf die Brust und meinte mit einem Lächeln, das nicht ganz echt war: „Hier endet die Macht des Herzogs. Wozu regst du dich überhaupt so auf? Es ist doch eine ganz unwichtige Sache ... eine Frauenzimmerangelegenheit, die dich nicht im geringsten interessieren kann."

Aber diese Beruhigungsworte blieben bei Johann Georg ohne Erfolg.

„Dahinter steckt etwas anderes! Ihr wollt mir nur etwas vormachen. Jetzt glaube ich nicht mehr an die Harmlosigkeit dieses Papiers, sonst hätte man es mich doch lesen lassen können", stieß er heiser keuchend hervor. „Und du... du hilfst mit, mich zu hintergehen, steckst mit diesem Menschen unter einer Decke! Bist im Komplott mit ihm gegen deinen eigenen Bruder. Und ich ... ich soll mir das von euch gefallen lassen, mir eine solche Niedertracht bieten lassen ...!"

Und sich in seinem maßlosen Zorn vergessend, erhob er die Faust und holte zum Schlag gegen die Prinzessin aus.

Joachim aber fiel ihm in den Arm. „Hoheit!"

Johann Georg schleuderte die Hand Erkens, die seinen Arm umspannt hielt, mit einem heftigen Ruck von sich, riß dem neben ihm stehenden Schloßhauptmann den Degen aus der Scheide und wollte sich, die Augen blutunterlaufen, Schaum vor dem Mund, auf den Rittmeister stürzen.

Dieser hatte gleichfalls seinen Degen gezogen, um sich zu verteidigen und den Angriff des Rasenden abzuwehren.

Aber Amalie Anna sprang mit ausgebreiteten Armen schützend vor Joachim. „Johann Georg!" rief sie mit aufrichtigem Entsetzen. „Bist du denn ganz von Sinnen?! Willst du zum Mörder werden?"

Erken stieß seinen Degen in die Scheide zurück, den Blick fest auf den Herzog heftend.

„Er hat den Degen gegen seinen Souverän gezückt!" schrie Johann Georg, der jede Selbstbeherrschung verloren hatte, dem das Blut durch die Adern raste.

„Soll er sich denn wehrlos wie ein Tier niederstechen lassen?" fuhr ihn Amalie an. „Besinn dich doch. Dein Zorn macht dich ja zum Narren!"

Dieser Ausruf ernüchterte den Herzog etwas. Er ließ den Degen sinken und gab ihn an den Schloßhauptmann zurück. Dann strich er sich die Haare aus der Stirne, die wie ein verstürmtes Kornfeld um seine Schläfen wirrten. Seine Augen waren unstet und seine Brust hob und senkte sich in heftigem Gleichtakt.

Ein drückendes Schweigen herrschte, das sich auf alle wie eine Zentnerlast legte. Man hörte nur das laute und heftige Atmen der drei Personen, die sich in feindseliger Haltung, wie zum Sprung bereit, gegenüberstanden.

Endlich sagte der Herzog, und in seiner Stimme witterte noch die Erregung nach: „Herr Rittmeister von Erken, geben Sie Ihren Degen ab."

Joachim löste mit zitternden Fingern seinen Degen aus dem Gehänge und reichte ihn stumm dem Herzog.

Von allen unbemerkt war inzwischen Bettina eingetreten; sie stand bebend an der Tür ihres Boudoirs. Es hatte sie, da sie alles mit angehört hatte, nicht länger mehr in ihrem Zimmer gelitten. Eine lähmende Furcht hatte sie befallen. Mit weit aufgerissenen, angsterfüllten Augen starrte sie, während sie sich krampfhaft am Türrahmen festhielt, auf das sich ihr bietende Schauspiel. Sie wagte kaum zu atmen.

Johann Georg wies mit einer Handbewegung auf Erken und befahl dem Schloßhauptmann: „Verhaften Sie ihn!"

Der Hauptmann legte seine Hand auf die Schulter des Rittmeisters.

Amalie Anna wollte protestieren. „Johann Georg, du vergißt, daß er ..."

„Er hat sich erschwerten Ungehorsams schuldig gemacht, darauf stehen Gefängnis und Degradierung", knurrte der Herzog verbissen. „Und ich werde ihm den Prozeß machen lassen, dessen kannst du sicher sein", fügte er höhnisch hinzu.

„Abführen! In die Zitadelle!" sagte er dann.

Bettina vermochte sich jetzt nicht länger mehr zurückzuhalten. Wie betäubt von Schmerz und Angst, beinahe sinnlos, eilte sie auf Erken zu, umschlang ihn und stöhnte: „Iwan ... um Gottes willen, was wird mit dir geschehen?! Du lieber Herr dort oben, hilf uns doch! Ich überlebe es ja nicht!"

Joachim blickte traurig auf Bettina und strich ihr tief bewegt über das Haar. Nun ist zum zweitenmal die Liebe einer Frau sein Schicksal geworden.

Der Herzog und die Prinzessin standen wie versteinert. Das Gesicht Amalie Annas, die jetzt durch den Ausruf Bettinas mit einemmal klar sah, hatte eine fahle Blässe überzogen. Ihre Lippen waren zusammengekniffen, schmal und blutleer geworden. In ihren Augen glomm es verräterisch.

Langsam hob sie herrisch den Kopf und mit einem bösen Blick auf Joachim sagte sie: „Herr Iwan Taschew, Sie haben es vorzüglich verstanden, Ihr wahres Gesicht zu verbergen. Es ist Ihnen ja ausgezeichnet gelungen, mich am Narrenseil herumzuführen. Ich kann mir ja vorstellen, wie Sie über mich, die dumme Person, die Ihnen alles geglaubt hat, heimlich gelacht haben werden."

Erken machte Miene, etwas zu erwidern, aber sie schnitt ihm mit einer energischen Handbewegung jede Entgegnung ab.

„Bitte, sagen Sie nichts. Ich habe für Ihre Handlungsweise keine andere Bezeichnung als: sie ist gemein und niederträchtig! Und Sie, Bettina, sind eine falsche Katze. Sie wußten sich ja mit schmerzlicher Miene und schmachtenden Augen vorzüglich zu verstellen!"

Der Herzog schob die Prinzessin brutal zur Seite und trat dicht vor Erken hin, ihn mit seinem Blick durchbohrend. „Sie sind also Iwan Taschew?"

Joachim hielt dem Blick des Herzogs stand. „Wenn Hoheit gestatten würden, zu erklären ..."

„Ich will keine Erklärungen von Ihnen. Was ich eben gehört habe, ist mir Erklärung genug!" sagte der Herzog brüsk, und unwillkürlich ballten sich seine Fäuste wieder, daß sich die Fingernägel tief in das Fleisch eingruben. Man hatte ihn also doch nicht zu Unrecht gewarnt. Sein Verdacht, daß Bettina trotz ihrer Versicherung des Gegenteils in dem Rittmeister doch ihren Verlobten wiedererkannt hatte, war somit bestätigt. Er hatte diesen Verdacht im Grund seiner Seele nie ganz überwunden.

Bettina hatte Erken losgelassen, an den sie sich bis jetzt leise wimmernd geklammert hatte. Sie faltete wie bittend die Hände. „Hoheit, ich war es, die ihn aufforderte, mich heute nacht hier zu erwarten. Ich wußte nichts von seiner Anwesenheit hier am Hof bis zu der Stunde, wo ich ihm in Ihrer Gegenwart nach langen Monaten wieder zum erstenmal begegnet bin."

„Warum haben Sie dann geleugnet, ihn zu kennen?" fragte der Herzog mit finsterer Stirne.

Bettina ließ die Arme sinken, daß sie schlaff an ihrem Leib herabhingen, und sagte tonlos: „Was hätte ich denn sonst tun sollen? Ich war mir ja selbst nicht klar, was seine Anwesenheit unter falschem Namen bedeuten sollte. Durfte ich ihn verraten? Aber um Gewißheit zu erlangen, warum er mich vergessen hatte, warum er nichts mehr von sich hören ließ, habe ich ihn um eine Unterredung gebeten. Es sollte eine letzte Aussprache sein."

Die Prinzessin verzog spöttisch den Mund. „Die Rolle der gekränkten Unschuld steht Ihnen schlecht zu Gesicht."

Der Herzog aber schien jetzt etwas milder gestimmt zu sein. „Selbst wenn wir das, was Sie da sagen, gelten lassen, wenn wir also Ihrer Versicherung Glauben schenken wollen, Iwan Taschew habe sich nicht Ihretwegen hier unter einem falschen Namen eingeschlichen, so bringen Sie ihn damit in den Verdacht, daß er hier andere Zwecke verfolgte, die es ihm notwendig erscheinen ließen, nicht seinen wirklichen Namen zu nennen."

Bettina folgte gespannt den Worten des Herzogs, während Erken nicht einen Augenblick lang seine unbewegliche, militärische Haltung aufgab.

„Man wird dann vielleicht nicht fehl gehen", fuhr Johann Georg fort, und ein lauernder Blick traf den Rittmeister, „in ihm den russischen Spion zu suchen, für den der französische Gesandte so lebhaftes Interesse an den Tag legt."

Bettina stieß einen leichten Schrei aus und umschlang wieder in Todesangst Joachim.

„Ihr Erschrecken verrät, daß wir auf der richtigen Spur sind", meinte der Herzog und eine gewisse Genugtuung malte sich in seinen Zügen.

Nun schien der Prinzessin der Augenblick gekommen zu sein, sich an Erken zu rächen. Schon war sie im Begriff, das Papier wieder aus ihrem Kleiderausschnitt herauszuholen und es dem Herzog zu übergeben. Da sah sie Joachims ernstes, furchtloses Gesicht, das leise, fast verächtliche Zucken um seinen Mund, als er die Bewegung der Prinzessin wahrnahm, und ihr Stolz ward stärker als ihr Haß und ihr Rachegefühl. Sie ließ das Papier, wo es war.

Aber als ob sich ihr Gedanke, Erken preiszugeben, auf den Herzog übertragen hätte, wandte sich dieser an seine Schwester. „Vielleicht gibst du jetzt das Papier heraus, Amalie Anna, dann werden wir gleich sehen, inwieweit sich unser Verdacht als richtig erweist."

Die Prinzessin schüttelte den Kopf. „Nein. Dieses Papier hat mit der Angelegenheit nichts zu tun, wie ich dir schon einmal gesagt habe", erwiderte sie und ein von unten her spielender Blick fiel auf Erken, der erleichtert aufatmete. Ihn erfüllte ein warmes Gefühl der Dankbarkeit für Amalie Anna.

(Fortsetzung folgt.)

Giacominetta und Napoleon.

Zwei Kinder Korsikas.

Ellinor von Lysander.

In einer Mädchenschule Ajaccios sitzt die kleine, blasse Giacominetta. Ihre großen schwarzen Sammetaugen blicken prüfend auf den Neuling, den man soeben der Schule zugeführt hat. Er trägt den ungewöhnlichen, aus einer griechischen Legende stammenden Namen Nabulione, ist ein wilder Knabe mit eigensinniger Stirn und trotzigen Lippen. Weder die Strenge seiner Mutter Letizia, noch die Milde seines Vaters Charles Bonaparte vermögen den Knaben zum Gehorsam zu bringen. Nun steckt man ihn in eine Mädchenschule, um ihn zu demütigen. Aber der Erfolg ist ein gegenteiliger. Nachwenig Tagen ist Nabulione der unumschränkte Herrscher seiner Klasse. Jede, die sich ihm widersetzt, wird bis zur Bewußtlosigkeit geschlagen. Daß er selbst dafür harte Strafen erdulden muß, ficht ihn wenig an. Eine hängt mit rührender Zärtlichkeit an ihm. Es ist Giacominetta. Seit er sie vor den Schlägen eines stärkeren Mädchens in Schutz genommen, kennt ihre Dankbarkeit und Liebe keine Grenzen.

Nabulione soll in eine Knabenschule eintreten. Er weigert sich hartnäckig. Da verfällt einer seiner Onkel auf ein letztes Mittel.

Er läßt ihm eine Generalsuniform anfertigen und schenkt ihm eine kleine Kanone. Diese beiden Dinge erhält er nur, wenn er gehorsam gewesen ist. Nabulione, für den „Soldat sein" das Höchste bedeutet, ist glücklich. Wenn er seine Uniform angelegt hat, führt er voll Stolz Giacominetta am Arm durch die Straßen von Ajaccio. Und welche Kriegsspiele lassen sich mit der Kanone ausführen! Seine Partei siegt natürlich immer. Niederlagen erträgt er nicht. Kein Berg ist zu hoch, kein Felsen zu steil. Abends muß Mutter Letizia Wunden verbinden und Risse flicken. Die wilde Knabenschar unter der Führung von Nabulione wird der Schrecken der Stadt.

Sein Vater beschließt, ihn zur Weitererziehung nach Autun zu bringen. Schluchzend, fassungslos vor Abschiedsweh, begleitet Giacominetta den Freund zum Schiff. Wie soll sie ein Leben ohne ihren Nabulio ertragen, der einmal versprochen, sie zur Frau zu nehmen, damals als der Sechsjährige in die Mädchenschule ging.

Im Salon der Madame Permon, geborene Stephanopoli de Comnine, befindet sich der junge Artillerie-Offizier Napoleon Bonaparte im eifrigsten Gespräch mit seiner soeben aus Korsika eingetroffenen Heimatgenossin und ihren liebenswürdigen Töchtern. Ein fünfzehnjähriges, schlankes Mädchen, die, kleine, häusliche Arbeiten verrichtend, sich augenscheinlich bemüht, von ihm bemerkt zu werden, übersieht er anfangs. Endlich streift ein flüchtiger Blick die anmutige Gestalt. „Eine Korsin?" fragt er Madame Permon. Diese nickt. Napoleon richtet eine Frage in seiner Muttersprache an das Mädchen. Da kann sich Giacominetta nicht länger halten. „Nabulio" jubelt sie in überquellender Wiedersehensfreude. „Giacominetta". Napoleon ist aufgesprungen, von tiefer Rührung übermannt. Vor seiner Seele steht sein Elternhaus, seine Kindheit, er glaubt die Luft seiner geliebten Heimatinsel zu atmen.

Aber er fühlt auch, daß Giacominetta nur seinetwegen es durchgesetzt hat, von Madame Permon nach Paris mitgenommen zu werden. Er weiß, daß sie ihre hoffnungslose Liebe aus dem Herzen reißen muß, wenn sie nicht an ihr zu Grunde gehen soll.

„Du wirst mit Madame Permon nach Korsika zurückkehren". Es klingt wie ein Befehl. Giacominetta schüttelt verneinend den Kopf. Er wird heftig. Du wirst es tun, denn ich will es. Giacominetta weiß, daß er keinen Widerspruch duldet. „Ich tue, was du willst" flüstert sie. Er drückt ihr stumm die Hand.

Napoleon ist nach Valence versetzt. Giacominetta folgt ihm auch dorthin. Sie glaubt eine neue Trennung nicht ertragen zu können und es gelingt ihr, im Hause der schönen Madame Colombier eine Stelle zu finden. Hier sieht sie Napoleon oft. In wenig Wochen wird es ihr zur Gewißheit, daß er eine der Töchter des Hauses, die schöne, kokette Caroline liebt. Er, der bisher Schweigsame und Verschlossene, stürzt sich in den Strudel geselligen Lebens. Sein sprühender Geist, seine glühende Beredsamkeit machen ihn bald zum Mittelpunkt jedes Kreises. Die Damenwelt vergöttert ihn.

Giacominetta weiß es längst, daß ihre Liebe stets unerwidert bleiben wird, sie fühlt aber auch, daß die frivole Caroline nur ein leichtfertiges Spiel mit ihm treibt. Jedes Wort jeder Blick, die Napoleon seiner Angebeteten schenkt, trifft wie ein Dolchstoß ihre todwunde Seele. Wer das stille, stets freundliche Mädchen sieht, ahnt nicht, was sie erduldet.

Es kommt der Tag, wo Napoleon seine Liebe gesteht. Caroline scheint verwirrt, überrascht. Napoleon, der verwöhnte Liebling der Damen, hält es für unmöglich, daß seine Werbung abgewiesen werden könnte. Am selben Abend noch will er förmlich um ihre Hand anhalten. Trunken vor Glück eilt er zu Giacominetta und weiht sie in alles ein.

Der Abend bringt ihm eine furchtbare Enttäuschung. Caroline überschüttet ihn mit Spott und Hohn. Er, der gänzlich mittellose junge Offizier wage es um ihre Hand zu bitten. Dafür müsse er öffentlich vor aller Welt ausgelacht werden.

Ein Rasender, seiner Sinne kaum mächtig, stürzt er davon. Vor dem Hause bleibt er wie gebannt stehen. Ein düsterer schweigsamer Zug bewegt sich durch die Straße. Männer tragen eine Bahre, auf ihr ruht der leblose Körper Giacominettas, den man soeben aus dem Wasser gezogen. Sie sei über eine schwankende Brücke gegangen, die Arbeiter nur provisorisch über einen Kanal gelegt hätten. Napoleon flieht vor dem Anblick der Toten, erreicht seine Wohnung und wirft sich ins Bett, von Fieber geschüttelt. Selbstmord oder Unglücksfall? Wer wird ihm Antwort geben auf diese Frage! Das heiße Mädchenherz, das in hoffnungsloser Liebe und quälender Eifersucht sich verblutete, hat aufgehört zu schlagen.

Napoleon aber ist wieder der düstere, in sich gekehrte Mann. Jede freie Minute widmet er wissenschaftlichen Studien und seiner ersten literarischen Arbeit, „Die Geschichte Korsikas". Von allem weltlichen Treiben hält er sich fern. Nie wieder soll Frauenschönheit sein Herz betören. Nur eines gibt's auf der Welt, wofür es lohnt zu leben. Das ist der Ruhm. Der Ruhm, den schon sein Knabenherz so heiß begehrte, den er als Soldat erringen kann, erringen muß.

Durch die Straßen von Ajaccio schreitet stolzen, zielsicheren Schrittes der Offizier Napoleon Bonaparte. In seiner Seele brennen die Worte, die er am Totenbett seines Onkels, des Archidiakons Bonaparte, vor wenig Tagen vernommen: „Napoleon, du wirst ein großer Mann werden, ich sehe dich an der Spitze der Welt." Er fühlt, daß vor den Blicken des Sterbenden die Schleier zerrissen, die dem menschlichen Auge die Zukunft in undurchdringliches

Dunkel hüllen, daß hier ein Schauender prophetische Worte sprach. „Seit jener Stunde war mir nichts zu schwer" äußerte er später auf dem Gipfel der Macht stehend.

„Ich sehe dich an der Spitze der Welt." Diese Worte verheißen ihm die Erfüllung seiner kühnsten Träume. Ruhm und Ehre! Das Schicksal hält sie ihm bereit. Jetzt gilt es, darum zu kämpfen. In Paris hat der Kampf begonnen und wo es die Freiheit gilt, darf sein Volk, das Korsenvolk nicht zurückstehen. „In diesem Kampf müssen wir die Ersten sein". In glühenden Worten ruft er seine Landsleute auf, ihm zu folgen. „Wer bereit ist, die Verantwortung für die kommenden Ereignisse in die Hand zu nehmen, wird Herr der künftigen Tage sein." In jugendlicher Verblendung sieht er noch nicht, daß man in Paris einem Abgrund von Blut und Schrecken entgegentaumelt. Er weiß nur, daß Altes zusammenbricht und glaubt; die Morgenröte einer neuen, glücklichen Zukunft zu schauen. Seine Mutter blickt voll Stolz auf ihren Nabulio. „Öffne mir dein Herz, mein Sohn, du weißt, daß deine Wünsche meine Wünsche sind." „Mutter, wenn du wüßtest, wie hoch meine Wünsche fliegen, du würdest mich für einen Narren halten. Du bist wert ein Königreich zu regieren, erhalte mir deinen Rat, dein Vertrauen und deine Liebe!"

Das Haus an der Heerengracht.

Nachtstück von **Richard Euringer.**

In der Nacht vom 19. zum 20. November jüngsten Jahres bog der Zwiebelhändler Dé ter Laan mit einem lächelnden Spekulanten, dem er erregt und leidenschaftlich gestikulierend seine Meinung sagte, aus der Utrechterstraße nach der Heerengracht ab, als ein Fenster niederscherbte und ihn an der Hand verletzte. Eben in der rechten Laune, schlug der Mann entsprechend Krach, schimpfte in das Haus hinauf, dies wie aus dem Judenviertel an die Heerengracht versetzte lächerlich schmale Zwölf-Fenster-Haus, das seine sechsmal zwei Kreuzstöcke zwischen die breitern Fronten zwängte, jene typisch niederländischen Amsterdamer Handelshäuser hinter Schleppkähnen und Kanal-Allee.

Volk, wie es schon zusammenläuft, drängte um die einzige Laterne, trat in den Splittern herum, starrte die Schlafgestalten an, die, selbst sprachlos, unverstehend, sich herunterbeugten, zwei, je zwei aus jedem Stockwerk, unter den Schubfenstern durch, sechs Stockwerk hoch übereinander; nur aus dem Dunkel hinter der geborstenen Scheibe wehte bleich ein Vorhanglaken.

Niemand begriff, was geschehen war. Die Nächtlichen schwiegen, als seien sie stumm. Mijnheer ter Laan ließ sich das Taschentuch um die blutenden Finger binden. Ein paar Leute blieben eine Weile stehen, wollten Genaueres wissen, gaben ihre Meinung kund oder trieben Unfug. Dann verlor der Fall an Interesse.

Gegen 12 Uhr — also eine Stunde später — splitterte ein zweites Fenster. Schräg über'm andern, im vierten Stock. Eine Katze, die um den Rinnstein geschlichen, sprang entsetzt übers Kopfsteinpflaster.

Etwa um dieselbe Zeit schrak ein Heringsaufkäufer, der, vom Dancing kommend, seine Geliebte heimbegleitete, vor einem dumpfen Knall zurück, der die Tür jenes Hauses aufwarf.

Man erscheint nicht gerne ängstlich; keinesfalls vor der Umworbenen. Also suchte dieser Mann seine Schlappe gutzumachen, zeigte, während seine Dame fröstelnd und warnend Schritt für Schritt bis an die Gracht zurückwich, Mut genug, mit dem Stock die Tür vollends aufzustoßen und ins Dunkel hineinzurufen, ob da jemand sei.

Nur dem Flehen der hinlänglich überzeugten folgend, unterließ er weitere Nachforschung. Aber den nächsten Wachmann, den sie, zärtlicher als je und sehr enggeschmiegt, an der Straßenecke fanden, machten sie doch aufmerksam.

Mit dem schiefen Blick eines Mißtrauens, das nicht auf jeden blinden Alam prompt aus der Haut fährt, setzte sich der Khaki wandelnd in Bewegung, bummelte im Schatten seines schweren Mantels unter den entlaubten Ulmen grachtenlang bis an das Haus, dieses unwahrscheinlich schmale, hohe, wunderlich eingequetschte Haus, dies Gerüst von Fensterrahmen, deren zwei je ein Stockwerk ausmachten, diesen sechsstöckigen Schacht mit dem Giebelgalgen und den dunkeln Höhlungen einer aufgestoßenen Tür und geplatzter Scheiben.

Dieses Haus, ein Altertum aus dem siebzehnten Jahrhundert, im Besitz einer Witwe, die in 'sGravenhage ihren Lebensabend hinbringt, dies merkwürdig mauerlose hochgezogene Gerippe hochgezogener Fenstervierecke, interessierte selbst den Wachmann: es knackte, es krachte in diesem Haus, als bögen sich die Balken.

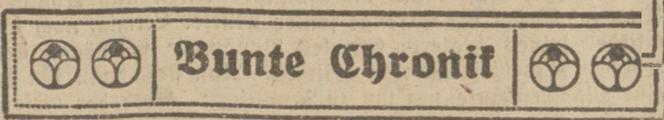
Als er in den Flur hineinleuchtete, kam ihm ein Gesicht entgegen, verstört, das wankende Gesicht eines Ruhelosen, der sein Bündel hinter sich herschleifte. Flüchtend. Er streifte den Kalk von den Wänden, so eng war dieser Gang.

Rückwärts mußte der Wachmann, zurück, bis auf die Straße. — „Die Treppen bersten", geisterte der Flüchtling, „die Decken bröckeln, der Keller knirscht."

Schein um Schein sprang auf hinter Fenster um Fenster. Menschenschatten wälzten Tuchballen und Kleiderbündel durch die Viereck-Transparente, ließen über die Galgenrolle ihre Truhen, ihr Porzellan, Körbe mit Messing und Zinn herunter, warfen ihren Kram mitten auf die Straße wie die Althändler hinterm Hautkoopersburgwal, hängten sich selber an das Seil, baumelten wie Ziehmänner am Haken, während sich die dunkeln Haufen aufgeschreckter Nachbarn um die Obdachlosen pferchten.

Feuerwehr, Stadtbeamte, Bauverständige suchten in das Haus zu dringen. Sie kamen nicht weit. Die Gewölbe buckelten zu Spitzbogen. Die Grundmauern klafften wie gesprengt. Wie vom Zerrspiegel gedehnt quoll die Schmalhausfront zum Turm, dessen Rippen ächzten . . .

Das Haus wird zermalmt. Das Haus wird zerquetscht. Häuserblöcke, unermeßbar und unnachweisbar, haben es gefaßt und zerbrechen ihm die Knochen. Zwischen klotzigen Massen hängt es schon in der Luft, schiebt sich brüchig ineinander, bis aufstaubend Schutt und Kalk überm Streichholzwust der Trümmer qualmend in den Himmel wolkt.



* **Eigenartige Gewissenhaftigkeit.** Ein früherer belgischer Offizier, als Kriegsteilnehmer mit der Tapferkeitsmedaille ausgezeichnet, wurde seit Jahren schon von Gewissensbissen gequält. Seiner Rechnung nach hatte er in den beiden letzten Kriegsjahren durch ein Versehen seiner Bataillonskasse rund 420 Mark zuviel an Gehalt bekommen. Er steckte damals das Geld vergnügt ein und machte sich weiter keine Gedanken darüber, aber unbehaglich war ihm die Sache doch immer gewesen. Als er nun kürzlich eines Abends gehörig einen über den Durst getrunken hatte, bekam er das „heulende Elend", und in dieser traurigen Gemütsverfassung ergriff ihn die Reue über das zuviel erhaltene Geld mit besonderer Macht. Er setzte sich hin, packte die 420 Mark in einen Umschlag und sandte sie, ohne seinen Namen zu nennen, mit einigen kurzen erklärenden Zeilen dem Kriegsministerium ein. Dieses, an derartige Fälle schon gewöhnt, buchte den Betrag auf dem hierfür vorgesehenen Sonderkonto, und die Angelegenheit schien erledigt. Am übernächsten Tage überfiel den ehemaligen Offizier, der inzwischen wieder nüchtern geworden war, die Reue, diesmal über seine gute Tat. „Eigentlich", sagte er sich, „habe ich doch übereilt gehandelt. Das Geld stand mir vielleicht doch zu. Die Kasse mußte schließlich wissen, welches Gehalt sie mir auszuzahlen hatte. Und dann könnte ich auch die 420 Mark wirklich gut gebrauchen." So setzte er sich denn hin, schrieb einen zweiten Brief an das Ministerium, worin er den Sachverhalt darlegte und um Rücküberweisung des Betrages bat, den er wirklich nicht entbehren könne. Erstaunlicherweise entsprach die Behörde dem ungewöhnlichen Antrage und schickte das Geld unverzüglich zurück. Hinfort wird sich der glückliche Empfänger also keine Skrupeln mehr deswegen zu machen brauchen.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.